

Buchbesprechungen

KLAUS MÜLLER, *Glauben – Fragen – Denken*. Band I: Basisthemen in der Begegnung von Philosophie und Theologie, Münster: Aschendorff 2006. XVII/349 S., € 16,80. ISBN 3-402-00420-8.

Die Neustrukturierung der Studiengänge der Katholischen Theologie im Rahmen des Bologna-Prozesses erfordert nicht nur eine logistische Umgestaltung bestehender Lehrpläne, sondern auch einen Neuentwurf der theologischen Lehre, um dem konsekutiven Modularisierungscharakter von Bachelor und Master inhaltlich gerecht zu werden. Dieser Herausforderung stellt sich das von Klaus Müller entwickelte Lehrbuch, das die herkömmliche Propädeutik in das theologische und philosophische Denken den Aufgaben der neuen Lehr- und Lerneinheiten, die zur Erlangung des Bachelor erforderlich sind, anpassen möchte. Insofern verhandelt „der erste Band diejenigen zehn Themenfelder aus dem Vernunft-Glaube-Verhältnis“, von denen der Vf. überzeugt ist, „dass niemand ohne ihre Kenntnis zu einem tragfähigen theologischen Studienabschluss gelangen kann“ (XVI).

Das erste Kapitel (1–23) behandelt das traditionell ambivalent diskutierte Verhältnis von Theologie und Philosophie. Der Einstieg beginnt – ungewöhnlich genug – mit dem Hinweis auf die Relevanz der Erotik für die antike Philosophie (13), die freilich aus den uns heute geläufigen Konnotationen befreit und elegant in die cartesianische Grundoption des Zweifels überführt wird. Bereits auf diesen ersten Seiten erweist sich für den aufmerksamen Leser das von René Descartes radikalisierte augustinische „Fallor ergo sum“ als jener *cantus firmus* transzendentalphilosophischer Selbstreflexion, der unverkennbar das theologische Selbstverständnis des Vfs. prägt. Nach Klärung weiterer fundamentaler Grundfragen werden in einem zweiten Schritt die historischen Basiskonstellationen von antiker Philosophie und frühem Christentum rekonstruiert (25–60). Der Vf. belässt es mitnichten bei

einer bloßen Wiederholung frühkirchlicher Positionen, sondern vernetzt sie – und darin liegt eine Stärke dieses Lehrbuches – mit den Problemstellungen scholastischer und neuzeitlicher Philosophie.

Die Intention, Ansätze zu vernetzen, wird auch im darauf folgenden Kapitel (61–94) deutlich: Ausgehend von den erkenntnistheoretischen Prämissen im antiken Skeptizismus werden jene darin implizierten wahrheitstheoretischen Geltungskonzeptionen erörtert, die in der postsäkularen Gegenwart in Form digitalisierter Medien und Kommunikationswege in neuer Gestalt zum Vorschein kommen.

Als basale Denkkategorie nicht nur philosophischer, sondern wesentlich theologischer Reflexion erweist sich die daran anschließende Diskussion des mit dem „linguistic turn“ irreversibel aufgebrochenen, allerdings nach weiterer Klärung verlangenden Problems der Sprache (95–134). Dass deren eigentliche Bedeutung, den Gründern zum Trotz, gerade in der theologischen Rede von Gott liegt, zeigt die Sprachthematik des Alten Testaments im Allgemeinen und die programmatische Selbstbezeichnung JHWHs in Ex 3,14 als „Spitzenfall“ (120) des theologisch-philosophischen Sprachdiskurses im Besonderen: Hier liegen nicht nur die eigentlichen Wurzeln der Negativen Theologie, sondern insbesondere die einer wirkungsgeschichtlich weitaus folgenreicheren Analogierede. Der Vf. belässt es allerdings nicht bei einer Alternativlosigkeit beider Konzeptionen, sondern verweist auf deren Vermittlung im Denken von Nikolaus von Kues.

In den beiden Folgeeinheiten (135–158; 159–180) zeichnen sich deutliche Hinführungslinien zum umfangreichen Anthropologiekapitel ab. Sowohl die geschichtliche als auch systematische Relevanz der Hermeneutik, von den Anfängen der antiken allegorischen Schriftauslegung bis hin zu Hans-Georg Gadamer als „theologischem Paradehermeneut“ (145), der die Bedingungen des Verstehens auf das erkennende Subjekt selbst appliziert, als auch die im Anschluss rekonstruierten Ansätze einer christlich konnotierten Moralität, leiten den zent-

ralen Schwerpunkt des Buches ein: Das „Rätselwesen Mensch“ (181–227). Aus unterschiedlichen Perspektiven nähert sich der Vf. in konzentrischen Kreisen der „hartnäckigen“ Subjektivitätsproblematik (184), die einerseits auf eine lange Denktradition in Gestalt der biblischen sowie aristotelisch-thomasischen Metaphysik zurückblicken kann, andererseits im Kontext der gegenwärtigen Naturalismus-Debatte in neuer Radikalität formuliert wird. Klammert man allerdings diese, unter dem Stichwort „Mind and Brain“ geführte Diskussion einmal aus, so erweisen sich die in einem „exemplarischen Gang“ unternommenen theologiehistorischen Exkurse (Trinität, Mystik, Freiheit) als Kehrseite der im christlichen Gottesbegriff implizierten Subjektivitätsthematik. Letztlich kann die Philosophie der Neuzeit und das mit ihr verbundene Freiheitsverständnis nur als Ausdruck des sich um Selbstvergewisserung bemühten Menschen begriffen werden. Dem entspricht – und widerspricht nicht etwa – die vor allem nach der Erfahrung der Schoa im frankophonen Raum (Michel Foucault, Jacques Derrida, Jean-François Lyotard) und aktuell mit Gianni Vattimo und Slavoj Žižek sich artikulierende Einschränkung okzidentaler Subjektapothese, die stets Gefahr läuft, als „Herrschersubjekt“ das Nicht-Ich aus dem Blick zu verlieren (220). Dagegen ist der Vf. im Anschluss an D. Henrich um eine Rehabilitierung des „Ich“-Gedankens bemüht, der nicht in einer falsch verstandenen narzisstischen Selbstumkreisung endet, sondern als primärer Konstitutionsort von Gottes- und Welterkenntnis fungiert. Dazu wird auf die von Hector-Neri Castañeda entwickelten sprachphilosophischen Untersuchungen zurückgegriffen, der in der „Ich“-Rede die Unhintergebarkeit sämtlicher Aussagen entdeckt, die in der ersten Person Singular getroffen werden. Zu diesen Aussagen zählen auch jene Pronomina, die als sog. „Indexicals“ aufgrund ihrer Mehrdeutigkeit einerseits vom Sprecher ein autonomes Ich-Wissen voraussetzen, andererseits die Quelle von intersubjektiven Missverständnissen darstellen. Es ist unverkennbar, dass in diesem Kontext die bisherigen Forschungs-

arbeiten des Vfs. sowie seine Herkunft aus der mit dem Problem um „Letztbegründung“ des Glaubens ringenden Freiburger Denktradition – mittlerweile traditionell mit dem Namen Hansjürgen Verweyen verbunden – einfließen.

Diese Verbundenheit zeigt sich ebenso im anschließenden, vergleichsweise kurz gehaltenen achten Kapitel (239–256), das auf die okzidentale Tradition erstphilosophischer Reflexion eingeht, die nicht zufälligerweise auch eine Tradition von heftigen Glaubenskonflikten war, wie der mit Baruch Spinoza bzw. Gotthold Ephraim Lessing einsetzende Pantheismus- und der mit Johann Gottlieb Fichte *mutatis mutandis* fortgesetzte Atheismusstreit belegen.

Die in der herkömmlichen propädeutischen Einführungsliteratur stets an erster Stelle verhandelten atheistischen (bes. marxistischen, nihilistischen und psychologischen) Einwände gegen die Berechtigung theologischer Gottrede erfahren im vorletzten Abschnitt (257–289) eine kurze Darlegung, die nicht im Stile einer „durchschnittlichen theologischen Antwort“ (259) dem jeweiligen Gegner Unkenntnis in der Sache attestieren möchte, sondern das berechtigte Anliegen atheistischer, für die Gottesfrage aber keineswegs abträglicher Positionen aus heutiger Perspektive hervorhebt.

Im Schlusskapitel (291–338) werden die Möglichkeiten und Grenzen der sog. Gottesbeweise verhandelt. Neben der kritischen Diskussion der induktiven Argumentation bei Thomas von Aquin bzw. deduktiven Begriffsontologie bei Anselm von Canterbury sowie deren Kritik durch den „Alleszermalmer“ Immanuel Kant erfährt am Ende die probabilistische Position von Richard Swinburne eine ausführliche Würdigung.

Bei aller Anstrengung, die das „Ringens um den Begriff“ mit sich bringt, ist es dem Vf. ausgezeichnet gelungen, den Leser in die systematischen Denkfelder von Theologie und Philosophie einzuführen. Die einzelnen Kapitel sind einerseits inhaltlich verzahnt, andererseits aber dennoch so konzipiert, dass sie als selbständige Einheiten passgenau auf den Charakter modularisierter Studiengänge anwendbar sind. In dieser Hin-

sicht hat der Vf. nicht nur den Studenten, sondern auch den Dozenten, die teilweise selbst noch in der Akklimatisierungsphase von Bachelor und Master stehen, einen wertvollen Dienst erwiesen. Zahlreiche Anekdoten aus dem reichhaltigen Wissensfundus des Vfs. und die erfrischenden Randbemerkungen beweisen einmal mehr, dass wissenschaftliche Lektüre auch Lesevergnügen bereiten kann, so dass dieses Lehrbuch insgesamt ein „Muss“ für das Bücherregal (nicht nur) von Theologiestudierenden ist.

Wolfgang Baum